

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 266 Bydgoszcz / Bromberg, 22. November 1938

Die Freien vom Freital

Ein Roman aus den Bergen

von André Mairock

(19. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Es kam aber doch anders, als man erwartet hatte. Alle hatten sich getäuscht, Herta, der Schulmeister — und sogar Heinrich selbst hatte sich verrechnet . . .

Es war am frühen Morgen des dritten Tages nach seiner heimlichen Rückkehr aus Chur. Die Sonne war noch weit hinter den östlichen Bergen, der Tag war noch grau, und überall herrschte noch das Schweigen der Nacht, nur die Vögel waren schon munter, und hinter den geschlossenen Stalltüren krähten die Hähne — da wurde plötzlich einige Male hintereinander heftig an die Haustüre des Scheibenhofes geklopft.

Heinrich sprang aus dem Bett und öffnete das Fenster, um nach dem Störenfried Ausschau zu halten. Die Stimme, die ihn da anrief, ließ ihn zusammenfahren. Das Blut war ihm aus dem Gesicht gewichen, kaum daß er noch so viel Kraft hatte, sich anzukleiden.

„Wer ist's?" fragte Herta ängstlich.

„Ich weiß es nicht . . ."

„Warum bist du so aufgeregt?"

Er gab ihr keine Antwort darauf, sondern sah sie nur mit einem merkwürdig leeren Blick an, als wollte er sagen: „Gib dir keine Mühe mehr, es ist ja doch jetzt alles verloren!" — Dann ging er hinaus und öffnete die Türe: Zwei Grenzjäger standen draußen.

„Sie sind Heinrich Schrund, der Scheibenhofer?" sagte der eine von den beiden Grenzern.

„Ja. Was wollen Sie von mir?"

„Kommen Sie sofort mit uns!"

„Wozu?"

„Zu einem Verhör. Sie sind angezeigt als Schmuggler mit geschwärztem Gesicht über die Grenze geflohen zu sein . . ."

„Und weiter . . .?" fragte er ahnungsvoll.

„Sie sind von der Grenzwache ertappt und gestellt worden, haben aber dann Gewalt angewandt und den Grenzjäger über eine Felswand gestoßen!"

„Verrat!" hauchte er; denn in diesem Augenblick erinnerte er sich wieder an das teuflische Lachen des Klausenjörgs, das er damals gehört zu haben glaubte.

„Das ist ja nicht wahr!" schrie eine Frauenstimme hinter ihm. Es war Herta, die ihm nachgegangen war. „Sag es ihnen doch, daß es nicht wahr ist!"

Er schaute sie ganz wehmütig und mitleidig an. „Ja, so sieht das Glück im Scheibenhof aus!"

Jetzt wurde sie irr an ihm. „Heinrich! — — Das — — das hast du getan?"

Da schlug er die Augen nieder. Über sein Gesicht ging ein Zucken. „Ja", sagte er dann tonlos, ohne sich um die Blicke zu kümmern, die sich die beiden Grenzjäger jetzt zuwarfen. „Man ist mir nur zuvorgekommen, und das hat mich etwas überrascht; denn eigentlich wollte ich mich selber stellen, hab es aber von einem Tag auf den anderen verschoben, weil ich dir nicht weh tun wollte. Ich will meine Schuld sühnen, was auch mit mir geschieht. — Aber du, du wirst schwere Tage im Scheibenhof sehen! Sei tapfer! Und halte dich an den Schulmeister!" — Dann wandte er sich entschlossen an die beiden Grenzjäger: „Gehen wir!" — — —

Und dann entfernten sich die drei Männer und schritten durch den grauen Morgen davon . . .

11. Ich gestehe . . .

Johannes Aigner, der Schultheiß vom Schwarztann, saß in seiner Amtsstube und wartete voll Ungeduld auf den Beginn des Verhörs. Sein Gesicht war sehr finster, der herbe Mund fest geschlossen, und die Hände lagen zu Fäusten geballt schwer auf dem Tisch. Hinter ihm saßen zwei alte Bauern, die beiden Ältesten aus dem Rat der Freien vom Freital, die er als Zeugen zum Beisitz geladen hatte: zwei düstere Gesichter in schlohweißen Haaren, Sinnbilder der Unbeugsamkeit, Geradheit und des Rechtes. Stumm saßen sie auf ihren Stühlen, als hätten sie nur die eine Aufgabe, dem Ernst dieser Stunde den rechten Ausdruck zu verleihen . . .

Auch der Schulmeister war schon da. Er saß auf der anderen Seite des Tisches, mit der Vorschrift beschäftigt. Er war heut sehr bleich, und seine schreibgewandte Hand wollte ihm heut nicht wie sonst gehorchen, und die Buchstaben kamen recht unsicher und verzittert auf das Papier: Das waren ja furchtbare Dinge, die der Schultheiß ihm heute zu Protokoll gab. Wenn Johannes Aigner voll unterdrückter Erregung aufstand, um einigemal durch die Stube zu wandern, warf er die Feder weg, stützte die gerungenen Hände unter das Kind und studierte vor sich hin. Sollte das Ende dieses Spieles wirklich so grausam sein . . .?

Es kam so selten vor, daß man sich in der Amtsstube des Schultheißen mit Strafsachen beschäftigen mußte; denn die Bewohner des Schwarztanns hatten Achtung vor dem Recht und dem Gesetz, und es vergingen oft mehrere Jahre, bis einmal einer aus der straffen Ordnung geriet und sich eines Verbrechens schuldig machte. Und dann waren es zumeist nur zugewanderte oder zufällig Anwesende, aber nie ein geborener Schwarztanner, und erst recht nicht ein Freier vom Freital, ein Herrenbauer aus dem Edelgeschlecht . . .

Die Tat des jungen Scheibenhofers war also nicht mehr nur eine persönliche Schande, sondern sie beschämte die ganzen Schwarztanner und verletzte sie in ihrem angeborenen Rechtsgefühl, weil er dadurch gerade die drei Haupttugenden des Gebirgsvolkes mit Füßen getreten hatte: Treue, Ehre und Pflicht . . . Man konnte und durfte keine Gnade mehr walten lassen, auch wenn die Tat aus Verzweiflung geschehen war . . .

Mit solchen Gedanken hatte der Schultheiß die Nacht verbracht, nachdem am Abend zuvor die Grenzjäger ihm Anzeige davon erstattet hatten, und als der Morgen anbrach, waren sie nicht milder geworden. Streng und hart waren die kurzen Worte, die er an den Schulmeister und an die beiden Zeugen gerichtet hatte . . .

Jetzt wartete man auf den Angeklagten, der von den Grenzjägern auf seinem Hof verhaftet wurde. Der Schultheiß wanderte durch die Stube, als gelte es, über Leben und Tod von Hunderten von Menschen zu entscheiden. Kein Wort mehr wurde gesprochen . . .

Und dann trat Heinrich Schrund in die Stube, gefolgt von den beiden Grenzjägern. Sein Gesicht war bleich, aber aus seiner ganzen Haltung sprach eine feste Entschlossenheit: Er hatte sich dieser fluchwürdigen Tat schuldig gemacht und wollte nun auch dafür einstehen. Als er aber vor dem Schultheißen stand und in das düstere, verschlossene Gesicht schaute, wußte er auch gleich, warum er sein Geständnis immer wieder und wieder aufgeschoben hatte: nicht die Strafe war es, vor der er sich fürchtete, sondern die drückende, schwüle Luft dieser Amtsstube, wenn man sie als Angeklagter betreten mußte. Er erinnerte sich jener Stunde, als er sich zu Beginn der Kriegsratsitzung gefragt hatte, wie es wohl sein müßte, wenn diese Männer des Schwarztanns über einen zu Gerichte säßen . . .? — Und der schreckliche Gedanke von damals war jetzt zur Wirklichkeit geworden.

Scheu streifte er das Gesicht des Schultheißen und wartete schweren Herzens, daß der herbe Mund sich zum Sprechen öffne . . .

Aber es vergingen noch einige Minuten bangen Schweigens, ehe der Schultheiß sich erhob und das Verhör mit folgendem einleitete: Es sei nicht zufällig, daß es im Schwarztann selbst keine Gendarmen gebe; denn das Verbrechen sei bei ihnen nie zu Hause gewesen, und deshalb habe es der Staat nie für notwendig erachtet, im Schwarztann selbst eine Gendarmeriestation zu errichten. Und was das Schmugglerwesen beträfe, hätte man unter den Schuldigen bis heute keinen Schwarztannler verhaftet, sondern es seien nur immer durchziehende fremde Banden gewesen, die heute gottlob gründlich verscheucht seien. Recht und Gesetz seien zwei heilige Güter, an die kein rechtschaffener Mensch rühre, daher sei der Schwarztann immer rein geblieben und empfinde in jedem Verbrechen, dessen sich einer seiner Söhne schuldig gemacht habe, eine tiefe Schande . . .!

Nach dieser einleitenden Vorrede machte er eine kurze Pause und richtete seinen Blick strafend auf den jungen Bauern. „Heinrich Schrund", sagte er dann, absichtlich auf den Anruf „Scheibenhofer" verzichtend. „Du weißt, wessen man dich beschuldigt. Ich ermahne dich zur Wahrheit in deinen Aussagen vor den Zeugen. Mit Lügen hilft sich bloß der Schurke. Gestehst du, daß du mit geschwärztem Gesicht über das Gebirge bist?"

„Ja."

„Warum hast du dein Gesicht gschwärzt? Es sind Schmuggler, Wilderer und Lumpen, die sich schwärzen!"

Heinrich antwortete nicht.

„Du bist von der Grenzwache angehalten und verhaftet worden, hast dich aber widersetzt und den Mann über a Felswand gstoßen!"

Heinrich senkte den Blick. Sein Atem ging jetzt schwer und laut. „Wo ist der Mann?" fragte er dann.

„Der Mann ist — — da."

„. . . tot", hatte Heinrich erwartet; denn sein Gewissen hatte ihm seine Tat in den schwärzesten Farben sehen lassen. Mit weitaufgerissenen Augen schaute er auf den Schultheiß. „Wo ist er?" schrie er. „Wer ist's?"

„Ich!" sagte da einer der beiden Grenzer und trat vor.

„Gott sei Dank!" rief Heinrich erleichtert aus, ohne sich an dem gegnerischen Blick zu stoßen, mit dem der Grenzer ihn anschaute. Es war ihm, als fielen schwere Steine von seiner Brust: er hatte also keinen Mord begangen, seine Hände waren rein geblieben. Das war ein herrlicher, unfaßbar großer Gedanke; denn von all den furchtbaren Dingen, die in letzter Zeit auf ihn eingestürmt waren, hatte ihm die Stimme des eigenen Gewissens am schrecklichsten zugesetzt. Was hätte er darum gegeben, wenn er sie nu eine Stunde zum Schweigen gebracht hätte! Es konnte einen zur Verzweiflung treiben . . . Und jetzt erfuhr er, daß alles ganz, ganz anders war, viel heller und lichter. Er glaubte, aus einem schweren, schwarzen Traum zu erwachen, und alles, was um ihn herum war und was um ihn herum geschah, kam ihm jetzt so unwirklich vor, als gehöre es nur noch dem furchtbaren Traum an, der langsam zu Ende ging . . . Er hörte die Stimme des Schultheißen weit entfernt und achtete kaum mehr auf den Sinn und Inhalt seiner Fragen. „Ja, ich gestehe!" antwortete er so gleichmütig und gleichgültig darauf, als handle es sich um eine eingelernte Sache, die ihn selbst gar nichts mehr anging. Sein Blick streifte immer wieder die Gestalt des Grenzjägers, an der keine Spur des Sturzes mehr zu entdecken war. Er konnte also nicht weit gestürzt sein . . . Vielleicht hatte er sich in der Tiefe der Schlucht getäuscht. Um so besser! Ja, viel, viel besser war es so! — — So konnte doch wieder einmal die Sonne in sein Leben kommen, Frieden, Glück!

Da trat im Verhör eine längere Pause ein. Dadurch wurde er aufmerksamer.

„Ob's nun Schmuggl war oder sonst a Lumperei, dafür wirst du dich an einer anderen Stelle zu verantworten haben", sagte der Schultheiß. „Auch der Schwarztann klagt dich an, Heinrich Schrund! Du hast dich heimlich über die Berge davongemacht, obwohl es jedem Schwarztannler bei seiner Ehre und seinem Blut verboten ist, die Heimat zu verlassen. Wir haben allweil noch Krieg und sind keinen Tag sicher, ob nit die Franzosen bei uns einbrechen. Ich klage dich im Namen des Schwarztanns des Meineids und der Fahnenflucht an!"

Unter diesen Worten fuhr Heinrich zusammen, dann aber hob er den Kopf und schaute dem Schultheißen frei und offen ins Gesicht. „Mit welchem Recht?"

„Du hast dich vier Tage in der Welt draußen aufgehalten, um vielleicht deine Haut vor den Franzosenkugeln zu retten . . .!"

„Nein!" schrie Heinrich jetzt. „Gott im Himmel sei mein Zeuge, daß ich Tag und Nacht gerannt bin, um wieder daheim zu sein, wenn der Feind kommen sollte!"

„Was hast du in der Welt ztun ghabt?"

„Nicht mehr, als was ich ihr schuldig war: Ich weiß, daß man mir im Schwarztann nie glauben wird, daß auch die Welt ein Recht auf mich hat!"

„Wir haben Krieg! Bei uns gibt's jetzt nur eine Pflicht und Schuldigkeit: die Heimat zu schützen, und zwar mit Blut und Leben!"

„Und das will ich . . .!"

Der Schultheiß zog sich zurück. Mit schweren Schritten ging er zweimal die Stube auf und ab. Man merkte, daß er etwas zur Sprache bringen wollte. Dann blieb er vor Heinrich stehen und schaute finster aus seinen Brauen. „Es geht grad a übles Gerede im Schwarztann um und man spricht nit gut über den Scheibenhof . . . Auch mit Recht: der Scheibenhof war bis heut a Ehrenhof; es haben dort allzeit rechtschaffene und sittsame Menschen und Bauern drauf ghaust, schon solang er steht! — Und jetzt soll dös anders sein? Es ist noch wenig Gut's von der Welt draußen zu uns reinkommen, und es ist nit alles recht, was unsere Burschen heimbringen, aber dös . . ., dös . . .!" Er brach ab und zog das Gesicht zusammen als hätte er eine bittere Medizin geschluckt.

Heinrich horchte auf. Er ahnte, was man ihm vorwerfen wollte.

„Heinrich Schrund", begann der Alte wieder laut und fest. „Hat dich die Welt so verdorben, daß du mit am fremden Weibsbild im Scheibenhof zsammlebst? Du brauchst dich nit wundern, wenn m'r uns alle dran stoßen! Was hat die Fremde im Scheibenhof zu suchen?"

„Sie wird solang im Scheibenhof bleiben, solang ich Scheibenhofer bin!" erwiderte er trotzig.

„Mit welchem Recht?"

„Mit dem gleichen Recht, mit dem meine Mutter drauf gelebt hat!" Er war jetzt ganz bleich geworden, und sein Körper fing an zu zittern. „Ja, die Fremde ist vor Gott und der Welt meine rechtmäßige Frau!"

(Fortsetzung folgt.)

Condé horcht auf.

Historische Skizze von S. Droste-Hülshoff.

Ein regnerischer Herbsttag des Jahres 1785. Dunkle Wolken hängen tief über dem schlesischen Land. Regenschauer prasseln hernieder, und ein rauher Wind reißt die letzten losen Blätter von den ächzenden Bäumen.

Der schlanke Fliegenschimmel Condé, der sein kostbares Prunkreitzeug aus blauem Samt mit silbernen Stickereien trägt, wirft ab und zu den Kopf auf und schüttelt die Mähne, wenn ihm der Herbststurm die kalten Tropfen gar zu heftig um die Ohren peitscht. Dann klopft ihm die Hand seines Herrn jedesmal begütigend den glatten, seidigen Hals. Der Große König erträgt das Ungemach der Witterung ohne ein Wimperzucken. Im blauen abgetragenen Rock, klein, gebückt, das schmale Gesicht unter dem Dreispitz von geblichgrauer Bläße, sitzt er ruhig auf dem Rücken des Lieblingspferdes. Am Morgen hat der Leibarzt seiner Majestät untertänigst den Rat zu geben gewagt, sich bei diesem üblen Wetter doch nicht der Anstrengung einer stundenlangen Truppenbesichtigung auszusetzen. Der dreiundsiebzigjährige zuckte nur die Schultern. Für ihn gibt es keine körperliche Schonung. Er kennt nur die Arbeit, die Aufgaben, die er sich selbst unerbittlich stellt. Niemand ist über ihm, niemand fordert von ihm — nur sein eigener eiserner Wille.

Stundenlang verharrt Condé im Regen. Immer neue Truppen marschieren auf. In langen Reihen stehen die Regimenter stramm ausgerichtet an der einen Längsseite des rechteckigen Exerzierfeldes bei Breslau. Immer wieder ertönt der Grenadiermarsch. Der König wirft das Pferd herum, Condé trabt flott die Linie hinauf und herunter und hält endlich genau in der Mitte vor der Front der angetretenen Soldaten, wo die Offiziere dem König ihre Meldungen erstatten. Endlich ist die Truppenschau beendet. Der Große König reitet mit dem Korpskommandanten langsam in sein Quartier zurück. Beim Abschied reicht er dem Offizier müde die Hand.

„Nun geht es also morgen wieder nach Potsdam zurück. Mach' Er es weiter gut! Mich wird Er ja hier wohl nicht wiedersehen — — —" Einen Augenblick schauen die leuchtenden stahlblauen Augen des Herrschers in die Nebelferne des trübseligen, grauen Herbsttages: „Wenn ich einmal gestorben bin, mag es für mein Land schlimm werden. In zwanzig Jahren kann das Preußen, das ich geschaffen habe, wieder zusammengebrochen sein — — —"

*

Der kluge Condé darf sich im Park von Sanssouci frei bewegen. Der kranke König läßt sich das Lieblingspferd oft vorführen und reicht ihm Zucker und andere Leckerbissen. Schon von weitem läuft Condé auf seinen Herrn zu und beschnuppert dessen Hände und Rocktaschen. Einige Male besteigt der König das Pferd im Frühjahr 1786 noch zu kurzen Spazierritten. An einem sonnigen Junitag gleitet er wieder aus dem Sattel. Die Beine des Leidenden sind geschwollen, steif und schmerzen. Mühsam atmend stützt sich der König schwer auf den Krückstock. Er fröstelt trotz der warmen Junisonne. Condé wiehert leise. Da streichelt ihm der Herr sanft die feinen Nüstern: „Ja, Alter, wir müssen nun wohl bald von der Vigne Abschied nehmen — — —"

Sechs Wochen später weiß der Große König, daß sein Leben nur noch nach Tagen zählt und trägt dieses Wissen mit voller Ruhe. Der Arzt Zimmermann hat auf eine klare Frage eine ehrliche Antwort gegeben. Der Kranke kann nicht mehr liegen, er verbringt schmerzvolle Tage und endlose Nächte sitzend in einem bequemen Sessel. In der Nacht vom 16. zum 17. August zuckt der König aus leichtem Schlaf empor. Mühsam wendet er den Kopf nach seinen in einer Ecke ruhenden Windspielen. Die Nacht ist lau, aber er fühlt Kälte und befiehlt, die Lieblingshunde warm zuzudecken. Im Freien draußen wiehert irgendwo ein Pferd.

„Condé —", flüstert der König kaum hörbar und sinkt mattet zurück. Gegen halb drei Uhr morgens, als ein erster ller Lichtstreif am Himmel hinter dem Park von Sansici das Nahen des neuen Sommertages ankündigt, verchen die letzten Worte des Großen Königs: „La montagne assée, nous irons mieux —!"

Die figurengeschmückte Standuhr auf dem Kaminsims steht still — — —

Der seidig glänzende Schimmel Condé wird beim Leichenzug Friedrichs des Großen hinter dem Sarge seines Herrn geführt. Er trägt das Prunkreitzeug aus blauem Samt mit Silberstickereien. Nun ist der Sattel für immer leer. —

*

Bald nach dem Tode des Herrn beginnt das Pferd zu kränkeln. Man bringt es in die königliche Tierarzneischule, wo es das Gnadenbrot erhält und sorgsam gepflegt wird. Hier verlebt Condé seine alten Tage.

Einige Jahre nach dem Hinscheiden des Königs besucht ein hoher Offizier aus Schlesien die Tierarzneischule. Er will auch das Leibpferd des Königs sehen, und der Leiter der Anstalt führt den General in den Garten, wo Condé auf einem weiten Rasenplatz an zarten Gräsern herumzupft. Man spricht über Pferde und Erlebnisse mit ihnen. Der Tierarzt bemerkt, daß sie ein gutes Gedächtnis hätten und oft noch nach vielen Jahren auf Signale hörten. Da meint der General, er sei gespannt, was Condé sich noch an Erinnerungen bewahrt habe, und läßt aus einer in der Nähe gelegenen Kaserne einen Trommler holen. Beim ersten Klang der Trommel hebt der Schimmel lauschend den Kopf.

„Schlag' Er den Grenadiermarsch!" befiehlt der Offizier, einer plötzlichen Eingebung folgend. Rhythmisch dröhnen die Schläger auf das Kalbfell. Eine Sekunde stutzt Condé. Plötzlich macht er kurz kehrt und trabt den Rasenplatz entlang. Einmal hinauf, einmal herunter, wieder hinauf bis zur Hälfte des Weges. Hier schwenkt Condé ein und bleibt mit scharfem Ruck stehen: Genau wie einst, wenn der Große König mit ihm mitten vor der Front seiner Soldaten hielt, um die Meldungen entgegenzunehmen.

Seltsam, fast unheimlich wirkt die Szene in der Mittagsstille des Gartens, durch die nur der dumpfe Klang der Trommel tönt. Gespenstisch, wie eine geisterhafte, irdischen Augen unsichtbare Heerschau des toten Königs.

Minutenlang steht das Pferd wie ein Steinbild. Die Trommel schweigt. Da senkt Condé den Kopf, tief, immer tiefer, und geht ganz langsam hinüber in den Schatten der Bäume. Der alte friderizianische General aber wendet sich ab und fährt sich mit der Hand rasch über die Augen.

Sturm — Stille — Sturm

Der Hurrikan hat gewütet . . .

(Nachdruck verboten.)

„Achtung — Hurrikan im Anzug!"

In jedem Jahr macht man sich rings um das Karibische Meer auf einen Hurrikan gefaßt. Aber in den letzten Jahren traten diese gefährlichen Wirbelstürme relativ milde auf. Man hatte schon die Auffassung gewonnen, daß eine Periode der abklingenden Hurrikane eingetreten sei. Jedoch waren die Meteorologen vorsichtig. Man baute auf neun verschiedenen Inseln im Karibischen Meer und an der Florida-Küste Beobachtungsstationen, von denen aus mit Radio im Ernstfall Warnungen über einen herannahenden Hurrikan zum Land weitergegeben werden sollten.

Man erforschte auch die Entstehung des Hurrikans, seine Bildung über der ganz ruhigen, von der Sonne erhitzten Meeresfläche, wenn in die heiße aufsteigende Luft auf einmal ein Kälteeinbruch von oben her erfolgte. Also schien in bezug auf den Nachrichtendienst über die Hurrikane alles Erforderliche getan zu sein. Man wartete und gab inzwischen in den Gebieten, die am häufigsten von Hurrikanen heimgesucht wurden, Richtlinien bekannt, wie man sich in Steinkellern in Sicherheit bringen könnte, wenn das Schicksal die mächtige Windhose des alles zerstörenden Hurrikans ausgerechnet über diesen oder jenen Landstrich hinwegschickte. Über Nacht gaben die Warnungsstationen die Meldung durch, ein Hurrikan sei im Entstehen begriffen, — er bewege sich in der Richtung auf Florida. Schon flüchteten die Menschen aus den Häusern. Da kam eine Gegenmeldung. Der Hurrikan war umgesprungen.

Es kam alles ganz anders.

Der Hurrikan hatte ganz plötzlich seine Richtung geändert. Er zog nicht nach Florida, sondern schwenkte nach Norden ab. Wenn er weiter nach Osten umschwenkte, verlief er sich vielleicht auf dem Meer. Schon atmete man in Amerika auf. Doch da wurde der Hurrikan in seinem langsamen Vormarsch an der Küste von New-England und von Long Island gesichtet. Die Fortbewegung des Hurrikans an sich ist nicht sehr schnell, aber die Geschwindigkeit der Windhose, die sich in sich dreht, ist ungeheuer und überschreitet oft alle meßbaren Windgeschwindigkeiten.

Und dann kamen die Schreckensmeldungen Schlag auf Schlag: aus Connecticut, aus Massachusetts, aus dem Staate Newyork, aus New Jersey. Am schlimmsten aber wurde Rhode-Island, der kleinste Staat der Union, heimgesucht. In wenigen Minuten kamen dort 250 Menschen ums Leben. 300 Menschen wurden vermißt. Der Materialschaden beläuft sich auf 100 Millionen Dollar. Für die ganze Union rechnet man mit einem Materialschaden von 500 Millionen Dollar. 50 000 Personen haben das Dach über dem Kopf verloren, sind ohne Haus, ohne Bett, ohne Unterkunft. Von den gewaltigen Schäden in den Plantagen, in den Feldern, in den Farmen gar nicht zu reden.

„Ich habe ihn erlebt . . .“

Eisenbahnwagen wurden hoch in die Luft gehoben, mächtige Bäume entwurzelt, ganze Häuser von ihren Grundmauern abgehoben und durch die Luft getragen. Nur diejenigen Menschen, die direkt in den Wirbel eines Hurrikans gerieten, kamen mit dem Leben davon. Aber einige, die sich in einen festen Keller zu flüchten vermochten und nachher unter den Trümmern lebend geborgen wurden, wissen furchtbare Dinge zu erzählen:

„Wie eine schwarze Wand rückte das Unheil heran. Das Vieh war uns schon vorher davongelaufen. Wir wollten die Türen und die Fenster unserer Häuser sichern. Aber auf einmal war die Katastrophe da. Wir sahen noch, wie einer der Knechte mit seinem Heuwagen hoch in die Luft emporschoß. Und dann ließen wir die Falltür zum Steinkeller zuschlagen. Über uns brauste das Unheil mit furchtbarem Getöse dahin. — Der Satan Hurrikan war vorübergegangen. Eine Periode der Stille trat ein. Und dann kam die zweite Hälfte des Hurrikans, die andere Seite der Windhose. Noch einmal heulte und stöhnte es bis tief in die Erde hinunter. Und dann war alles still. Über uns und um uns lagen die Trümmer dessen, was wir in langen Jahren mühsam aufgebaut hatten.“

In der gleichen Gegend wurde ein Neger mit einer Schlange und fünf Hühnern auf ein Strohdach geschleudert, das in einem Überschwemmungsgebiet schwamm. Der Neger zog es vor, zwei Meilen durch die wilden Fluten zu schwimmen, statt mit der Schlange auf dem Strohdach auszuhalten. Doch als man ihn barg, war er vor Angst grauweiß geworden.

Das ganze Land will helfen.

Aus allen Teilen Amerikas sind Hilfskolonnen eingetroffen, um die zerstörten Dämme wieder herzurichten, die zertrümmerten Häuser wieder aufzubauen, die Opfer zu begraben und die Verletzten in die Hospitäler zu überführen. Die großen Fluggesellschaften, die bisher in einem bösen Konkurrenzkampf standen, haben sich zu einer gemeinsamen Hilfsaktion zusammengefunden. Sie haben Ärzte und Lebensmittel, Medikamente und Schlafdecken in die Notgebiete geschafft. Eine ganze Welt ist in den USA aufgestanden, um dort zu helfen, wo der Satan Hurrikan vorüberging und sein Werk des Unheils vollendete. Eine Armee von 200 000 Menschen ist zur Zeit damit beschäftigt, die Spuren des Grauens zu beseitigen, damit aus den Trümmern neues Leben entstehen kann.



Bunte Chronik



Amerika spielt mehr Klavier.

In den letzten Jahren ist die Erzeugung von Klavieren in den Vereinigten Staaten erheblich gestiegen. Wurden im Jahre 1933 nur 61 200 Klaviere hergestellt, so hat sich die Produktion im vergangenen Jahr auf über 102 000 erhöht. Im gleichen Maße stieg die Zahl der bei der Klavierindustrie beschäftigten Arbeiter von 2700 im Jahre 1935 auf 5700 im Jahre 1937. Woraus man schließen darf, daß Amerika gegenwärtig eine Renaissance des Klavierspiels erlebt.

*

Leprabazillen durch Hitze getötet.

Zwei französischen Gelehrten ist es gelungen, eine neue Heilmethode bei Lepra-Erkrankungen zu entwickeln. Sie stellten fest, daß der Lepra-Bazillus in einer trockenen Hitze von 60 Grad in rund 30 Minuten getötet wird. Man hofft auf Grund dieser Entdeckung ein neues Heilverfahren ausbauen zu können, das auch bei prophylaktischen Behandlungen angewandt werden kann.

*

London bekommt ein Fußball-Museum.

Zum 75jährigen Bestehen der englischen Fußball-Liga wird in der englischen Hauptstadt ein Museum eröffnet, das einen Überblick über die Entwicklungsgeschichte des in England so beliebten Fußballsports gibt. Alles, was die Spieler aus den Heimatstädten und aus fremden Ländern an Pokalen, Statuetten und Kuriositäten mitbrachten, wird in diesem Museum für die kommenden Generationen aufbewahrt. Außerdem ist auch eine ansehnliche Abteilung von „Fußball-Literatur“ zusammengetragen, die von den ersten Beschreibungen dieses Sportes bis zur modernen Reportage reicht.

*

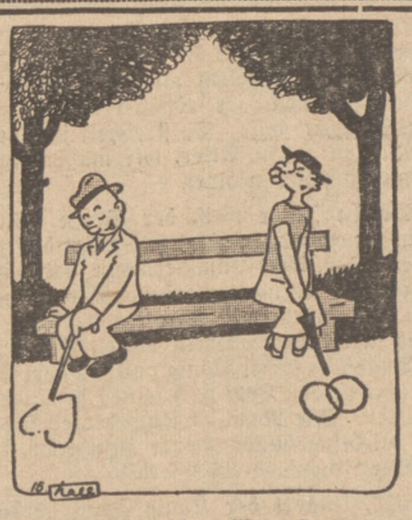
Schlangen — sehr gefragt.

In Japan besteht der Volksglaube, daß der Genuß von Schlangen eine fast magische Heilwirkung auf Krankheiten ausübt. Sowohl Tuberkulose, wie Krebs und Rheumatismus glaubt man durch Schlangengerichte heilen zu können. Man hat festgestellt, daß in Tokio täglich über 1000 Reptilien verspeist werden. Mehr als hundert kleine Läden in der japanischen Hauptstadt beschäftigen sich mit Schlangenhandel. Der größte Laden soll einen jährlichen Umsatz von rund 100 000 Schlangen haben. Und das alles, obwohl die Regierung den Verkauf von Schlangen als Heilmittel verboten hat. Ein alter Volksglaube kämpft hier gegen die wissenschaftliche Einsicht der Regierung.



Lustige Ecke





Liebe ohne Worte!

Verantwortlicher Schriftleiter: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.